

Horst Bredekamp

Babylonische Sprachvielfalt: nicht Strafe, sondern Anspruch

Wir denken in Bildern. Sprache kommt unabdingbar hinzu, und wo sie schöpferisch ist, geschieht dies in unterschiedlichen Sprachen. Sprachvielfalt erlaubt es, Phänomene und Probleme facettenreicher auszuloten und zu formulieren als es die Verwendung nur einer Sprache erlaubt.

Ein aktuelles Beispiel: Wir sind im Begriff, einen Exzellenzcluster-Antrag zu formulieren, der den Begriff der „Gestaltung“ im Titel führt. Wir müssen den Antrag auf Englisch vorlegen. Der Begriff der Gestaltung kann nur mit „Design“ übersetzt werden. Wir laufen nun unter diesem Begriff, der aber nur einen kleinen Teil dessen ausmacht, was „Gestaltung“ meint. Der englische Text hat mit dem Sinn des in Deutsch Gedachten und Formulierten die entscheidende Komponente verloren. Um jedweden Missverständnis vorzubeugen: ich halte das Englisch für eine wunderbare Sprache, aber sie hat wie jede andere *lingua* Stärken und Schwächen. Zu letzteren gehört, dass sie für Begriffe wie „Gestaltung“ kein Äquivalent besitzt. Aus diesem Grund dürfte der Antrag in seiner unfreiwilligen Missverständlichkeit keine Chance haben. Der Übersetzungszwang könnte vier Monate Arbeit kosten.

Ich bin gebeten worden, strikt von der Kunstgeschichte her über die Vielfalt der Sprachen und deren Gefährdung zu sprechen. Der Beginn dieser Disziplin ist auf das Jahr 1550 zu datieren, als der sogenannte „Vater der Kunstgeschichte“, Giorgio Vasari, in seinen *Viten* mit der Einteilung in Antike, Mittelalter und die verschiedenen Formen der Moderne das Muster der modernen Geschichtskonstruktion begründete und zugleich die Gattung der Biographie modellhaft prägte. Von diesem Moment an war Italienisch die dominante Sprache der Kunstgeschichte. Als durch die Kriegszüge der französischen Revolutionsarmeen und dann Napoleons eine in der Geschichte nie dagewesene Zahl erobelter Kunstwerke mit dem Effekt in die Hauptstadt Paris überführt wurde, dass im Louvre eine neue Methode des Vergleichens und der stilistischen Zuschreibung zu einem objektiven Erfordernis wurde, übernahm für zwei Generationen das Französische diese führende Rolle. Nach der italienischen und der französischen wurde dann die deutsche Sprache zum dominanten Medium der Kunstgeschichte, als eine Handvoll von Forschern der sogenannten „Berliner Schule“ die Kunstgeschichte aus der Ruhmesikonographie

der Herrscher herauslöste, um sie allein auf der autonomen Entwicklung von Stilen zu begründen. Friedrich Waagens Untersuchung über die Brüder van Eyck aus dem Jahr 1822 gilt als eine der Leistungen, welche diesen Wechsel vollzog. Da die Akademisierung der Kunstgeschichte im deutschen Sprachraum früher und umfassender als in anderen Sprachdominien geschah, wurde Deutsch zur, wie Erwin Panofsky es dann auf Englisch formulierte, „mother-language of art-history“. Grundlegende Werke des deutschen Sprachraums wie etwa die *Kunstgeschichtlichen Grundbegriffe* des Schweizer Heinrich Wölfflin setzen bis heute einen Standard. Mit dem Jahr 1933 musste das Fach in Deutschland jedoch einen Aderlass wie vergleichbar nur noch die Mathematik und die Musikwissenschaft erleben. Aus dem Desaster der Emigration wurde eine neue Form der Kunstgeschichte, die seit der Mitte des 20. Jahrhunderts das Englisch zur dominanten Sprache der Kunstgeschichte werden ließ.

Dieser über Jahrhunderte ablaufende Prozess bedeutete keinesfalls einen „Gänsemarsch“ der Sprachstile. Vielmehr hat die weltweite Dachorganisation der Kunstgeschichte, das *Comité International d'Histoire de l'Art* (CIHA), nach dem Zweiten Weltkrieg in seinen Statuten festgehalten, dass auf ihren Kongressen Vortragende all diese Sprachen anwenden können, ohne dass sie übersetzt werden müssen. Als Grundlage galt und gilt, dass ein Kunsthistoriker, der den Namen „Forscher“ verdient, zumindest Latein, Italienisch, Französisch, Deutsch und Englisch verstehen sollte, um die Fülle der Ansichten und Perspektiven wahrnehmen und sich selbst positionieren zu können.

Diese Konsequenz hat sich aus der Geschichte des Faches ergeben. Nicht weniger maßgeblich aber war die prinzipielle Erfahrung, dass originäre Gedanken an unterschiedliche Sprachen gebunden sind. Auf einem in Rom in der *Accademia dei Lincei* stattfindenden Kongress zur Kunst des Barock hielt der Frankfurter Kunsthistoriker Klaus Herding vor einigen Jahren einen glänzenden Vortrag über Pierre Puget, den sogenannten „Michelangelo Frankreichs“. Sein Thema war die Reflexion von Gewalt und Stoa in der Figur des Milon von Kroton. Marc Fumaroli, gefeierter Professor für Rhetorik der romanischen Sprachen und Mitglied des *Collège de France*, äußerte unmittelbar nach dem Vortrag seine Überzeugung, dass dieser Beitrag allein in Deutsch hätte formuliert werden können, weil er mit den Begriffen auch die Sehschärfen anders eingestellt habe, als es in anderer Diktion möglich sei. Diese Voraussetzung der kunsthistorischen Arbeit ist immer noch Praxis. Erneut ein Beispiel: Vor drei Monaten fand ein Symposium zur Deutung und Restaurierung des Westportals der Kathedrale von Santiago de Compostela statt, des größten vorgotischen Ensembles in der Skulptur. Dem Veranstaltungsprogramm ist zu entnehmen, dass die aus der Schweiz, Deutschland,

Frankreich, Spanien und Amerika stammenden Referenten sich jeweils in ihrer Sprache äußerten, und dies galt natürlich auch für die Diskussion.

Seit dem Ende des Kalten Krieges, der als Sieg einer Demokratie verstanden wurde, die sich vornehmlich in der englischen Sprache ausgebildet habe, ist in den angelsächsischen Ländern die Kenntnis anderer Sprachen massiv zurückgefahren worden. Ich habe die Konsequenzen als Mitglied im Beirat des *Getty Center* von Los Angeles über einen Verlauf von fast zehn Jahren darin beobachten müssen, dass sich die Wahrnehmung der Nachwuchsforscher Zug um Zug allein auf englischsprachige Arbeiten zu beschränken begann. Am Ende habe ich vorgebracht, dass ich an sich 80 Prozent der Vorträge ablehnen müsste, weil sie nicht den Stand der Forschung repräsentieren würden, der in anderen CIHA-Sprachen erreicht sei. Da insbesondere deutschsprachige Titel kaum mehr wahrgenommen würden, sei die methodisch avancierteste Sprachprovinz – das sind vor allem die Schweiz und dann auch Deutschland und Österreich – für den Rest der Welt terra incognita.

Die erste Reaktion war, dass die Welt von der Sprache Hitlers genug hätte. Ich habe darauf eingewandt, dass ein Problem eigener Art entstünde, wenn sich Kollegen als Testamentsvollstrecker eines Unholdes erklären würden. Andere Teilnehmer des Beirates haben sich entschieden von der Äußerung des Kollegen distanziert. Als Kompensation wurde beschlossen, eine Übersetzungs-Zeitschrift im Internet zu gründen, um wesentliche Artikel aus unterschiedlichen Sprachen in das Englische zu übersetzen, damit sich wenigstens eine Ahnung von dem, was unter den jüngeren Fachkollegen verloren gehe, einstellen würde. Natürlich ist diese Lösung ebenso gut gemeint wie kontraproduktiv.

Der politisch gemünzte Wille, nur mehr das Englische als Universalsprache zu pflegen, bezieht sich keinesfalls allein auf die Gegenwart. Dass der Mensch in den Spezifika der Sprachen zu denken pflegt, wird auch daran deutlich, dass die Geschichte zunehmend aus einer anglophonen Perspektive wahrgenommen und ihrer Bedeutung nach gewichtet wird. Sprachpolitik schlägt in die Welt des Objektiven durch. Ein Beispiel ist die Romanik; so taucht etwa der Dom zu Speyer in englischsprachigen Handbüchern nicht mehr auf, und so wird, ein Beispiel der Moderne, die frühe Videokunst, die sich zunächst im *Fluxus* des Rheinlandes in den frühen 60 Jahren ausgebildet hat, kaum erwähnt. Die Ausblendung alternativer Sprachen ist zugleich ein Angriff auf die Territorien ihrer Kulturgeschichte.

Dies gilt für alle Gebiete und Fächer. Dass etwa ein berühmtes Buch wie *Leviathan and the Air-Pump* kaum eine Kenntnis von Otto von Guericke's Experimenten und Reflexionen des Vakuums ausweist, kann

als ein ähnliches Beispiel gelten. Ganze Kontinente der Erinnerung werden gegenwärtig getilgt. Als ich dieses Thema kürzlich auf einem Symposium der DFG über „Sprachpolitik“ angesprochen habe, meldeten sich Naturwissenschaftler und Mediziner in teils durchaus erregtem Ton, die Ähnliches aus ihren Gebieten berichteten.

Dasselbe gilt, wie gesagt, für die Forschungsliteratur. Auf demselben Symposium berichtete die großartige Braunschweiger Biologin Brigitte Jokusch, die mir in Sprachfragen bislang immer widersprochen hat, mit Befremden, dass ein von *Nature* angenommener Artikel einer ihrer Nachwuchgruppen um die in den Anmerkungen angegebenen deutschsprachigen Titel gekürzt worden sei. Auf Anfrage habe es geheißen, dass deutschsprachige Titel in diesem Organ nicht mehr aufgenommen würden. (Am Rande sei bemerkt, dass *Nature* von Bertelsmann produziert wird.) Zur selben Zeit erfuhr ich ähnliches aus der Kunstgeschichte. Eine Kollegin, die vor fünf Jahren an das durchaus angesehene University College von London berufen wurde, berichtet, dass sie für eine Evaluation dieses Jahres ihre deutschsprachigen Titel nicht mehr angeben dürfe, da sie für die Bewertung nicht mehr relevant seien.

Diese Art Sprachpolitik verändert den Rahmen. Das Englische als alleinige Universalsprache zu fördern, heißt nicht mehr nur, für eine weltweite Minimalpartizipation zu werben, sondern auch, dem Geschäft einer partikularen Sprachpolitik zuzustimmen. Wer dies nicht bemerkt, transformiert die Idee des Globalen in den Geist des Untertanen. Noch so beflissene Gegenreden und Rationalisierungen, wie sie zu einem babylonischen Turm aufgehäuft werden, können die beschriebenen Phänomene nicht aushebeln.

Da ich neben dem Ansprechen des Problems keine weitere Lösung anbieten kann, bleibt eine gewisse stoisch-abwartende Hoffnung. Wenn eine gewichtige Forschungsstimme nicht wahrgenommen wird, bedeutet dies in gewisser Weise auch eine privilegierte Situation. Es zeichnet sich ab, dass sich die englischsprachigen Geisteswissenschaften provinzialisieren. Die Hoffnung liegt darin, dass aufgrund eines spürbaren Gefälles zumindest mittelfristig in den englischsprachigen Ländern das Erlernen fremder Sprachen wieder schärfer gefordert wird, um konkurrenzfähig zu bleiben.

Die babylonische Sprachverwirrung ist keinesfalls eine Bestrafung, sondern eine Bereicherung der Menschheit, sie ist gleichsam der sprachliche Regenbogen, der nach der Sintflut aufgerichtet worden ist. Wenn ich für die Sprachenvielfalt und damit natürlich auch für das Englische im Kanon der Sprachen argumentiere, dann nicht im Sinne der Dominanz

einer Sprache, sondern mit Blick auf eine strikte Einlösung einer Internationalität, die unvergleichlich präziser und reicher zu argumentieren und zu denken versteht, als es der vergleichsweise papierdünne Ansatz nur einer Sprache darstellt.

Bei dem zitierten Symposium über das Tympanon von Santiago de Compostela fragte ich den Berner Kollegen Bernd Nicolai, wie um alles in der Welt es ihm denn gelungen sei, den Auftrag zu erhalten, dieses Skulpturen-Ensemble des 12. Jahrhunderts gemeinsam mit der Technischen Universität Cottbus zu untersuchen? Seine Antwort: „Unsere Anfrage an den Bischof haben wir in Latein formuliert.“